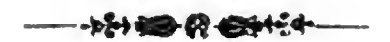
DREI REIDEN AN LANDSTÄNDE IM SEPTEMBER 1848



Drei Reden an Landstände

im

September 1848.



Stuttgart.
Julius Weise.
1848.

I.

Wer heute vor einer Versammlung auf die Rednerbühne tritt, ist im Vergleich mit der früheren Zeit, wo das Recht zu reden vielfältig eingeschränkt war, im Vortheile dadurch, daß jetzt alle über Alles sprechen dürfen. Und so hat die begonnene Umwandlung aller Verhältnisse auch die Pflicht des Redners aufgehoben, seine Person und seine Sache im Eingange des Vortrags zu empfehlen, und das Wohlwollen der Hörer für beide zu gewinnen. Dennoch werden diese Vortheile durch einen Nachtheil vielleicht aufgewogen, welcher zwar jederzeit vorhanden war, aber in unseren Tagen durch die Art der Bewegung, worin wir uns noch befinden, mehr Gewicht erlangt hat: die Geneigtheit zum Hören scheint vorzugsweise davon abzuhängen, daß der Redende nicht sowohl seine Ansichten, als die der Mehrzahl ausspreche. Nun ist aber, wie mich dünkt, das gerade der Sinn einer jeden Berathung, daß durch Vergleichung und Reibung gegenüberstehender Gedanken die Wahrheit gefunden werde. Weder die Regierung noch die Stände, weder die eine noch die andere Seite der Abgeordneten behauptet die Wahrheit schon fertig mitzubringen, wenn sie sich zur Berathung mit dem andern Theile niedersetzt; vielmehr ist jede Rathsversammlung an sich ein faktisches Bekenntniß der Unvollkommenheit alles menschlichen Rathes, ein Beweis der stillschweigenden Uebereinkunft darüber, daß die Mängel unserer Einsicht und Erkenntniß durch das Zusammenwirken der Geister auf einen Punkt ausgefüllt werden sollen. Hienach wird in jeder freisinnigen Versammlung die Minderheit, auch wenn sie in einer einzigen Stimme bestände, wenigstens gehört werden, woferne sie nur die Stimme eines redlich Gesinnten ist. Und wie es noch vor kurzer Zeit nicht

allein den Wahrheitssinn, sondern auch den Geschmack gar oft beleidigte, daß uns, zwar nicht hier zu Lande, aber sehr in der Nähe, das Lob der Regierenden bis zur Uebersättigung eingeredet wurde: so möchte vielleicht unser Volk, nachdem es wegen seiner Erhebung so vielfältig bewundert worden ist, selbst auch mehr der Hinweisung auf das Fortschreiten, als der Lobpreisung seiner Errungenschaften bedürfen.

Wenn ich nun Euch bitte, hochgeachtete Herren, zu allererst die Frage über die Stellung und Stimmung des Abgeordneten in Erwägung zu ziehen, so meine ich damit nicht eine Anforderung zu machen, welche übel aufgenommen werden könnte. Denn die äußere Stellung, das Verhältniß des Abgeordneten zur Regierung, wie zu seinen Mandanten und zu den Berufsgenossen, unterliegt als etwas Gegebenes und Feststehendes keiner Berathung, wohl aber seine innere Stellung, nämlich diejenige, welche er gegenüber seiner Aufgabe einnimmt. Darüber wird der Abgeordnete, je gewissenhafter er ist, desto ernstlicher mit sich zu Rathe gehen. Man weiß von großen Schriftstellern, daß sie erst nach vollendetem Drucke des einen oder andern ihrer Werke erkannt haben, wie es hätte abgefaßt werden sollen. Und so begegnet es wohl jedem vielfach im Leben, daß er, am Ziele einer gewissen Thätigkeit angelangt, mit sich selbst nichts weniger als zufrieden ist. Da wir nun so oft vergeblich wünschen, ein beendigtes Werk wieder von vorne anfangen zu können, so wird der uns bevorstehende Anfang eines neuen Werkes desto größeren Ernst von uns fordern, je wichtiger für das ganze Land und eine ungemessene Folgezeit unser Werk sein wird. Wenn jeder Abgeordnete, wie er soll, seine Stimme und seine ganze Thätigkeit als das betrachtet, was über die Gestaltung der wichtigsten Dinge entscheiden kann, so wird er auch bereit sein, sich zur eigenen Prüfung der innern Stellung herbeizulassen, welche er gegenüber den Sachen und den Personen einnimmt.

Und hier scheint denn *eine* Frage, welche man nach menschlicher Weise am ehesten übergeht, doch die erste und umfassendste zu sein für Jeden, der sich zur Obsorge für's gemeine Wesen

anschickt: suche ich etwa das Meine, indem ich für so viele Tausende denke und rathe? Denn die Möglichkeit einer falschen Stellung ist noch nicht damit abgethan, wenn wir uns bewußt sind, weder für uns, noch für einen der Unsern Geld, Amt oder Würde zu suchen. Wenn du dergleichen nicht begehrst, bist du dessen gewiß, auch nicht deinen Ruhm zu wollen? Und wenn nicht den Ruhm in den Zeitungen, wirst du nicht darum so oder so rathen und stimmen, weil deine Wähler es so erwarten? Denn auch in diesem Falle würdest du ja nicht deiner Einsicht und deinem Gewissen folgen, sondern eben nur das im Auge haben, daß es dir in dieser sehr untergeordneten Rücksicht gut ergehe. Doch unter allen Selbsttäuschungen dieser Art ist keine je so mächtig gewesen, als die, welche von den Parteibestrebungen ausgeht. Wir brauchen nicht erst die Geschichte zu befragen, in welcher Weise jede Parteiung die Einzelnen beherrsche. Hier, in unserer Stadt, in dem, was täglich gesprochen und gedruckt wird, hören und sehen wir Beweise genug davon, daß die Partei keinem ihrer Glieder das Recht der eigenen Einsicht, am wenigsten aber die Befugniß zuerkennt, statt des Guten das Bessere, statt der irrig erkannten Meinung das Richtige, statt des Unstatthaften das Ausführbare zu wählen. Du bist ein Schwachkopf, wenn du dich nicht zu uns hältst: und wenn du von uns abtrittst, nachdem du einer der Unsern warest, so bist du ein Verräther. Beherrscht dann vollends die Partei, welcher man zugehört, den Markt der Museen und Lesekabinete, so bedarf es schon eines ungewöhnlichen Grades der Selbstständigkeit, wenn man selbst denken will, statt die Parteiführer für sich sprechen zu lassen. So kommts dann gar leicht, hochgeachtete Herren, daß auch ein wohldenkender Mann, ohne es zu wissen oder zu wollen, das Seine sucht, anstatt des gemeinen Besten, indem er entweder schweigt, wo er eine freie Stimme erheben sollte, oder so spricht, wie seine Partei es haben will. Im ersten Falle wird er sich selbst eine Unannehmlichkeit ersparen wollen; im zweiten wird er das, was Aller Sache ist, den Wenigen aufopfern, deren einer er selber ist.

Aber wenn wir auch soweit unserer gewiß wären, daß wir

mit unserer öffentlichen Wirksamkeit nicht das Unsere, noch den Sieg einer Partei suchten, so bliebe die Selbstständigkeit des Abgeordneten doch noch von dem bedroht, was wieder nur die Partei ist, nämlich von jenem Dinge, welches wir die öffentliche Meinung zu nennen gewohnt sind. Wie uns überhaupt jede dunkle Gewalt, der wir uns gegenüber finden, mächtiger vorkommt eben dadurch, daß wir ihren Umfang und Gehalt nicht erkennen, so wirkt das, was wir öffentliche Meinung nennen, am allermeisten durch die Unklarheit unserer Vorstellung von demselben. Dazu kommt noch, daß der Mensch im Durchschnitt die Mühe des Nachdenkens viel mehr scheut, als die Arbeit der Hände, und darum die scheinbar schon fertigen Gedanken, welche er liest oder hört, gar gerne aufnimmt, wenn sie sich als Gedanken der Mehrzahl darstellen. Denn das ist sicherlich auch das Ergebniß Eurer eigenen Beobachtung der Welt und ihres Wesens, hochgeachtete Herren, daß in jeder Menschengesellschaft, heiße sie nun Volk, Gemeinde oder Versammlung, die Zahl der selbst Denkenden die allergeringste sei. Wie viele Versammlungen seit dem März dieses Jahres mögen gar keinen eigenen Gedanken besessen, sondern nur die überkommenen Vorstellungen, wie die Kinder den Ball im Spiele, hin und her geworfen haben? Wo wird denn aber die Freisinnigkeit sein, hochgeachtete Herren, derenwegen so viele von Euch, und so viele zum Reichstag in Vorschlag gebrachte Männer von ihren Freunden öffentlich empfohlen worden sind? Der freisinnigste Mann wird der sein, welcher sich mit Herz und Sinn an die Wahrheit ergeben hat, seine Freiheit im Dienste der Wahrheit sucht. Schon hiedurch ist die Befugniß jener sogenannten öffentlichen Meinung für diesen Saal erloschen. Denn wer möchte mit der Behauptung auftreten, daß sie und die Wahrheit Eines seien? Oder sollte wohl Jemand noch mit Sprüchen auftreten, dergleichen jener ist, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme sei? Wer zählt denn die Stimmen des Volkes ab? Oder, um ein noch frisches Beispiel zu gebrauchen: was war im Junius zu Paris Gottes Stimme, das Brüllen der Arbeiter in den Gassen der Hauptstadt, oder der Donner des

Geschützes, womit die vom Mittelstande den Angriff jener Massen niederwarfen? Oder wohnt Gottes Stimme jedesmal in dem Theile des Volks, welches im Aufruhr den Sieg behält?

Kaum möchte es unter den Namen, die so vielfältig statt der Sachen gebraucht werden, einen andern geben, welcher so häufig als Angriffs- und Schutzwaffe dient, als der Name öffentliche Meinung. Und doch kann Niemand behaupten, daß sie die Meinung aller oder der meisten oder der besten sei: sie ist nichts als die Meinung, welche sich am lautesten vernehmen läßt. Ihr thut fürwahr am besten, hochgeachtete Herren, wenn Ihr gerade so denket und rathschlaget, als ob es keine öffentliche Meinung gäbe. Denn wo den Vertreter des Volkes nicht die eigene Einsicht, wo ihn nicht Gewissen und Pflichtgefühl richtig leitet, da wird sein Glaube an die öffentliche Meinung ihn nur zum willenlosen Werkzeuge derjenigen machen, welche sich eben als Verkündiger der öffentlichen Meinung gebärden. Betrachten wir den nächsten besten Ausspruch dieser öffentlichen Meinung, damit wir sehen, ob sie berufen sei, die Ansichten sammt der Richtung des Volksvertreters zu bestimmen. Sie hat vom März dieses Jahres an und von einem Ende Deutschlands bis zum andern ausgerufen: die Regierungen haben ihr Wort nicht gehalten! Und wir, meine ich, haben besonders laut mitgerufen, und haben damit und durch Andres zu verstehen gegeben, daß unter den Regierungen, welche ihr Wort nicht gehalten, die unserige ziemlich voran sei. Hätten wir nun gesagt: die deutschen Regierungen haben e i n gegebenes Versprechen nicht gehalten, so wäre die Anklage, wenigstens gegen die beiden Großmächte, eine wohlbegründete gewesen, aber schon minder haltbar in diesem Lande, dessen Regierung sich durch das Bestreben, jenes Versprechen einigermaßen zu erfüllen, in einen bedenklichen Widerstreit mit den gewaltigsten Reichen gesetzt hat. Denn dem, welcher sein Versprechen nicht erfüllen k o n n t e, dürfen wir nicht nachsagen, er habe sein Wort nicht gehalten. Aber jener Ruf der öffentlichen Meinung, daß die Regierungen ihr Wort nicht gehalten haben, war so ganz allgemein gefaßt, und gestattete sogar keine Ausnahme, daß ohne Zweifel die mei-

sten, und besonders die jüngern Einwohner unseres Landes damit gesagt glaubten, alle deutschen Regierungen, unter diesen auch die unserige, haben im Regieren und Verwalten überhaupt treulos an dem Volke gehandelt. Gegen dieses Urtheil, nahezu das verdammendste, welches über eine Regierung gefällt werden kann, hat sich meines Wissens auch bei uns keine Stimme erhoben, während gerade die Einsichtigeren wissen konnten und mußten, daß es ein gegen Wahrheit und Recht gesprochenes Urtheil sei, sobald es auf unsere Regierung angewandt werde. Wer aus eigener Erinnerung das Regiment in unserem Lande vor dem Spätjahr 1817 mit dem Regiment nach diesem Zeitpunkte vergleichen kann, der wird anerkennen, daß dem Sinne und dem Willen nach — und Treue und Treulosigkeit ist Sache des Willens — seit einunddreißig Jahren für das Volk, und vorher gegen das Volk regiert worden sei. Und davon haben wir selbst vor sieben Jahren ein lautes und öffentliches Zeugniß abgelegt. Entweder ist der Jubel am 28. September 1841 eine Unwahrheit gewesen, oder wir haben in jenen schrecklichen Ruf der öffentlichen Meinung mit großem Unrecht eingestimmt. Denn der Irrthum, das Fehlgreifen, das Niemand läugnet oder vertheidigt, gibt noch lange kein Recht, an der Treue zu zweifeln.

Wohl gibt es eine gemeine Meinung, hochgeachtete Herren, über die Dinge, welche ihrer Natur nach auf alle Menschen den gleichen Eindruck machen. Aber von den politischen Dingen urtheilen wir so ziemlich alle je nach ihrem scheinbaren Zusammenhang mit unserem persönlichen Wohlsein, nicht nach ihrem innern Wesen, das ja die wenigsten verstehen, und nicht mit der Rücksicht auf's Ganze. Mit der Republik gehts nicht; aber Präsident von Schwaben — das wäre nicht übel. Es kommt die Preßfreiheit. Gut, da soll mir der Schuldheiß, der Pfarrer, ja da soll mir der Gläubiger oder mein Widersacher nur einmal auf den Leib rücken: ich wills ihm schon eintränken. Die Gewerbe werden entlastet; da soll mir mein Konkurrent bald den kürzern ziehen. Die Schule wird von der Kirche getrennt; bald brauche ich vor dem Geistlichen nicht mehr den Hut abzunehmen. Aus solchem persönlichen Wollen und Mißwollen ei-

nerseits, und aus dem Gerede derer, welche der gerechten wie der ungerechten Unzufriedenheit einen Sprechsaal öffnen, und ihr Geld dafür einnehmen, andererseits webt sich in der Regel das zusammen, was wir öffentliche Meinung in politischen Sachen nennen.

Käme nun ein Vertreter des Volkes hier in diesen Saal mit dem Vorsatze, das zu empfehlen und durchzuführen, was jene öffentliche Meinung will, wie so gar nicht würde er da leisten, was er unternommen und gelobt hat! Stände er dem, was unsre Regierung vor dem Frühling dieses Jahres gethan hat, mit dem Vorurtheile gegenüber, daß es mit Untreue gethan worden sei, wie schief würde nicht seine ganze innere Stellung, wie verkehrt müßte seine Auffassung der vorliegenden Aufgaben werden! Eure Sache ist es, hochgeachtete Herren, eine wirkliche und auf Einsicht gegründete öffentliche Meinung zu erzeugen, nicht aber jenes Gemisch von Wahrheit und Unwahrheit, das wir gewöhnlich so nennen, als Euer Orakel zu betrachten. Die Wahrheit, der wir unendlich mehr verpflichtet sind, als unsrem Mandat, den Wählern und selbst dem Vaterlande, gebietet uns, mit selbstständigem Sinne, in völliger Freiheit von allen leidenschaftlichen Regungen an unsre Arbeit zu gehen, und ebenso bei derselben zu verharren. Denn wo wir mit Argwohn oder Groll hier rathschlagen, werden wir nicht das Wahre, Rechte und Sachdienliche, sondern vielmehr das aussinnen, was unserem Unmuthe Worte und Wirkung verleiht; und jeder wird den andern mehr in's Zürnen und Fäustemachen hineinreden.

Die große Geduld, womit Ihr, hochgeachtete Herren, mich bisher angehört habt, gibt mir den Muth, noch Eines in Kürze zu besprechen, was zur innern Stellung und zur Stimmung des Volksvertreters erfordert wird. Er muß wie vom Hasse, so auch von der Furcht frei sein. Ich weiß nichts von Furcht, spricht etwa der Deputirte einer durch die Tapferkeit ihrer Bürger berühmten Stadt. Gewiß! du fürchtest keine Reaktion; du forderst selbst den König von Preußen heraus. Aber fürchtest du denn auch den Beobachter nicht? Ich habe, denkst du, immer die gleichen Grundsätze, wie der Beobachter, gehabt: also ist's

nicht denkbar, daß er mich anfechte oder beschimpfe. Aber du willst doch hier in diesem Saale Du selbst sein, nicht der Beobachter; kannst dich auch nicht jeden Morgen vorher unterrichten lassen, was und wie du sprechen sollest. Wenn du nun einmal so sprächest, wie es der Beobachter nicht will, und du läsest in der nächsten Numer deinen Namen, und irgend ein übles Zeichen dabei, etwa, daß du gesprochen habest, wie ein Reaktionär, oder wie ein Finsterling, oder wie ein Fürstenknecht, oder wie ein Kopfhänger und Pietist, oder etwas dergleichen; denke einmal, wie wäre dir da zu Muthe? Und wenn dir im Saale hier ein Wort auf die Zunge käme, von dem du voraus schon wüßtest, daß es dem Beobachter mißfallen werde; sprich einmal, wirst du's heraussagen oder hinabschlingen? Denn wenn du's verschweigst, so fürchtest du den Beobachter mehr, als einen Ausfall in deiner Verpflichtung. Und wie steht es mit dir und den Katzenmusiken? Ich denke nicht, daß du hier wieder sagen werdest, du wollest schon dafür sorgen, daß dir keine solche Nachtmusik gebracht werde. Denn welche Gesinnung, ja welche Parteistellung gibt eine Gewähr gegen Katzenmusik? Und wenn du ein für allemal so sprechen wolltest, daß du jenen, die sich selbst zu Katzen ernennen, nicht mißfällig werden könntest, so sprächest du ja nicht nach Ueberzeugung und Gewissen, sondern so, wie es die Furcht, ein des Landstands unwürdiger Affekt, dir's eingegeben hat. Du mußt, ja du mußt so sprechen können, daß da oder dort bei den Bierkrügen die Lust auftaucht, dir eine Katzenmusik zu bringen. Und das Eine wie das Andre, das Prangerstehen im Beobachter und der infernale Gruß solch' einer Musik ist nichts Leichtes. Denn während ich eben die Furchtlosigkeit rühme und empfehle, hochgeachtete Herren, will mich selbst ein geheimes Grauen ankommen, wenn ich mir vorstelle, daß vielleicht schon heute, wahrscheinlich aber morgen die abendliche Stille um meine Wohnung zuerst durch das jubelnde junge Volk der Gassen, die Hoffnung künftiger Crawalle, und dann durch jene schrecklichen Töne selbst unterbrochen werde, wobei die geschwänzten Musiker das Scheußlichste herauszwängen, was Hauch und Stimme vermag. Daß dann auch die Hoffnung mir entschwinde,

es könnte der Nachbar gegenüber oder zur Seite gemeint sein, indem der Haufe hart unter meinen Fenstern Halt machte und zwischen seinen Läufen und Trillern meinen Namen schreit, und irgend was dazu, was mich beschämt und beschimpft; daß dann die Fenster der ganzen Gasse sich mit Köpfen füllen, welche alle meine Schmach hören, sehen und sich daran erlustigen wollen. Warum sollten wir's einander nicht anvertrauen, daß solch' eine Erwartung etwas gar Unheimliches hat? Nur den allerwenigsten Menschen ist es gleichgültig, eine gedruckte, oder geschrieene, oder gepfiffene und geheulte Katzenmusik zu bekommen. Doch was ist zu machen? Schweigen wir aus Rücksicht und Furchtsamkeit, so können wir, wie's ja schon geschehen ist, wegen unserer Schweigsamkeit selbst gehöhnt und angegriffen werden. Sprechen wir aber so, wie irgend eine Furcht es eingibt, so werden wir von denen selbst verachtet, denen wir zu Gefallen reden; und sei es, daß wir diesen nicht genug thun, oder daß unsere Feigheit andern mißfällt; der Tadel, der Hohn, die Anfeindung wird auch so nicht ausbleiben. Es ist wahrhaftig wie im Kriege, wo auch der beherzte Mann mit Ehren darauf denken mag, wie er's anzugreifen habe, damit er aus diesem jenem Strauße mit heiler Haut davon komme. Wenn aber vom Rückzug und vom Unterhandeln nichts zu erwarten ist, als der Verlust seiner Ehre, so gürtet er sich fester, setzt sich im Sattel zurecht, und treibt sein Roß vorwärts, entschlossen, sein Heil dem eigenen Muthe zu verdanken.

II.

Wie viel in diesen letzten sieben Monaten durch leidenschaftliche Auffassung der Vergangenheit und der Gegenwart gefehlt, wie sehr eine bessere Gestaltung der Dinge erschwert, und der Zeit nach hinausgerückt worden sei, das kann vielleicht erst nach Jahrzehnden vollständig erkannt werden. Aber wo sich's in einer Rathsversammlung um organische, d. i. das Le-

bensprinzip des Staates betreffende Anordnungen handelt, da wird's eine große Aufgabe der Versammelten sein, alle Vorstellungen aus ihrem Gemüthe zu entfernen, welche nur aus der künstlich oder natürlich erhitzten Einbildungskraft erwachsen sind. Und warum das, hochgeachtete Herren? Einfach darum, weil das richtige Urtheil über die Zukunft ganz und gar von dem richtigen Urtheile über die Vergangenheit und die Gegenwart abhängt. Von solchen Vorstellungen lasset mich nur eine namhaft machen, bevor ich zum Gegenstand der heutigen Rede übergehe; eine Vorstellung, welche, wo sie die herrschende wäre, den Standpunkt der Volksvertreter gänzlich zu verschieben drohte. Ich meine die, daß jetzt in Deutschland zwei der Berechtigung nach ganz ungleiche Parteien einander gegenüber stehen, die Regierenden und die Regierten; daß das Recht an die Gewalt von den erstern an die letztern übergegangen sei, weil jene diesen den gebührenden Antheil daran widerrechtlich vorenthalten und ihre Gewalt gemißbraucht haben; was dann vielfältig so aufgefaßt worden ist, als läge das Rechthaben ganz auf Seiten der Völker, und das Unrecht auf Seiten der Regierungen. Ich kann den ersten Theil dieser Behauptung nicht verfolgen; nur das scheint mir offenbar zu sein, daß die Meinung, als hätten die Regierenden ihre Rechte an die Gewalt verwirkt, vollkommen rechtswidrig ist, und daß jede Minderung der durch Verträge eingeräumten Regierungsgewalt, wofern sie nicht wieder im Wege des Vertrages geschieht, ein Akt unrechtmäßiger Willkühr ist. Wenn ein Fürst auf die Frage, warum er dieses jenes gegenüber dem Volk sich erlaube, die Antwort gäbe: weil ich's kann, so würde Jedermann diesen Rechtstitel mit Entrüstung von sich weisen. Wenn aber das Volk dem Fürsten auf die Frage, warum man ihn seiner Gewalt entkleide, dieselbe Antwort geben wollte, wüßten wir da denselben Rechtstitel anzuerkennen? Doch der zweite Theil jener Behauptung ist für uns der wichtigere, die Ansicht nämlich, daß bei der Abwägung der politischen Uebel, woran unsere Zeit leidet, die Schuld lediglich auf die Seite der Regierungen falle, und das Volk schuldlos befunden werde. Dergleichen Vorstellungen wer-

den freilich niemals in der Weise ausgesprochen, daß ihre Verbreitung genau bemessen werden könnte; aber wenn man den Zeitungsberichten von vielen Versammlungen Glauben schenken darf, muß diese Vorstellung auch in unserem Lande sehr verbreitet sein. Und das ist denn, hochgeachtete Herren, eine Vorstellung, welche nicht im mindesten aus einem vernünftigen Nachdenken über die Sache, sondern aus der erhitzten Einbildungskraft erzeugt worden ist. Denn wenn wir die Dinge um uns her, nicht bloß, wie sie waren, sondern wie sie heute noch sind, unbefangen betrachten, so werden wir finden, daß Regierende und Regierte von der Zeit an, welche uns zuerst von der Herrschaft der Franzosen aufathmen ließ, einem und demselben Zuge gefolgt sind, dem nämlich, sich nach ihrer Weise gehen zu lassen. Dieß ist der gemeinsame Charakter unserer Zeit, den wir gerade ebenso der kleinsten Körperschaft eines Marktfleckens, wie den vornehmsten Kollegien, ebenso dem Regimente der Fürsten wie dem Familienleben aufgedrückt finden; ein Charakter, welcher auch bei den Volksversammlungen, dem Vorparlament, dem Reichstag gerade ebenso hervorgetreten ist, wie bei dem früheren Bundestag, so daß wir diese Eigenthümlichkeit unserer Zeit jetzt hätten bemerken müssen, wenn sie früher mehr verdeckt gewesen wäre. Aber wenn anders, was doch Niemand läugnet, die Literatur das getreueste Bild jeder Zeit abgibt, werden wir zugestehen müssen, daß auch ein von der Welt ausgeschiedener Einsiedler, woferne er nur die gelesensten Bücher seit dreißig Jahren angesehen hätte, ein solches Vergeilen der Subjektivität, wie es uns im Leben entgegentritt, aus den Büchern hätte herauslesen müssen. Indem nun Regierende und Regierte dem gleichen Triebe unterthan, sich nach ihrer Weise gehen ließen, haben die erstern freilich mehr Uebles angerichtet, gerade wie in einem Hause der Vater, der sich gehen läßt, größern Schaden anrichtet, als der Sohn, der's ihm nachthut. Und auch das muß man zugeben, daß auf Seiten der Regierungen hiebei ein größeres Unrecht liegt, weil sie, als die Leitenden und Vorstehenden zu sittlicher Ueberlegenheit verpflichtet, von jenem allgemeinen Zuge der Zeit sich hätten freier erhalten, ja seiner Wir-

kung beim Volke hätten Einhalt thun sollen. Nun wird freilich keine Ständeversammlung durch das Geschrei derer sich bethören lassen, welche nach der Weise des großen Haufen, ohne Nachdenken über Ursachen und Wirkungen, für jedweden Uebelstand den Nächsten Besten als Schuldigen aufgreifen, und so die Verarmung und andere Nothstände geradeaus auf die Schultern der Regierung legen. Aber für den Standpunkt, den jede Ständeversammlung hinsichtlich der Heilung unserer Uebel einnimmt, scheint es von der größten Wichtigkeit zu sein, daß sie sich vollkommen klar mache über diejenigen Uebel, welchen durch veränderte Einrichtungen abgeholfen, und auch für die Zukunft begegnet werden soll. Denn lasset mich das immerhin aussprechen, hochgeachtete Herren, obgleich es eine nur allzubekannte Wahrheit ist, daß mit der Feststellung jeder Form menschlicher Thätigkeit auch jener wunderbare Proceß beginnt, wodurch der Geist, den wir der Form einverleiben wollten, allmählig wieder entweicht. Die geistigsten Stoffe, wie die Poesie, die Philosophie, die Religion, verlieren unter der menschlichen Hand, welche dieselben in stabile Formen einpaßt, nach und nach ihren Gehalt und ihr Leben: wie viel mehr die Einrichtungen der Gesetzgebung und Verwaltung! Was demnach hier als neue bessere Einrichtung geschaffen werden soll, das muß voraus schon betrachtet werden als etwas, das mit der beginnenden Gewöhnung sich ebenso verknöchern wird, wie wir's bei früheren Verwaltungsformen gesehen haben; und muß betrachtet werden als etwas, das den Geist gerade so wenig mitbringt und festhält, als irgend eine Form der vergangenen Zeit. Lasset die Gemeinheiten ihre Sachen selbst verwalten, lasset den Bürger durch den Bürger richten: das eigene Interesse hat noch niemals weder den Sinn der Treue und Ordnung, noch den der Gerechtigkeit erzeugt. Das werden Formen sein, denen anfangs die Neuheit einige Theilnahme zuwendet; den Geist werden sie nicht mitbringen.

Sind nun aber Regierende und Regierte unter der Herrschaft einer und derselben Richtung mit einander zu denselben Mißständen gekommen, deren Heilung unternommen werden soll,

so würde ja der Volksvertreter gewaltig fehlgreifen, welcher das Heil des Landes von solchen Maßregeln erwartete, wodurch der Regierung überall die Hände gebunden würden. Da wo alle gefehlt haben, wird die Beschränkung eines Theiles dem Ganzen nicht helfen; da wo in den menschlichen Gemüthern das Uebel inwohnt, werden neue Formen und Normen uns nicht in einen bessern Zustand versetzen.

Vielleicht wird dieses zugegeben, und dabei doch in Abrede gestellt, daß der Abgeordnete berufen sei, in sittlichen Dingen mitzuwirken; die materiellen Interessen, sagt man, seien so dringend, daß die gesammte Thätigkeit der Stände, und ganz besonders in der Gegenwart dadurch in Anspruch genommen werde. Niemand wird die Dringlichkeit des äußern Nothstandes verkennen; wer das Vaterland liebt, wird wünschen, daß die Volksvertreter alles, was Einsicht und Erfahrung vermag, zur Verbesserung des Looses der niedern Klassen, zur Förderung des Handels und zur Hebung der Gewerbe anwenden. Aber da nicht bloß die augenblickliche Erleichterung, sondern vielmehr die Herstellung eines dauernden bessern Zustandes gesucht wird, und da eine wirkliche Verbesserung nicht auf Jahre, sogar nicht auf Monate und Wochen zu erwarten ist, wenn die Quellen der Uebelstände nicht verstopft werden, endlich, da die Quellen unserer Verarmung und anderer Uebel vorzugsweise sittlicher Art sind: so darf der Abgeordnete dieser Seite des öffentlichen Ungemachs seine Aufmerksamkeit in keiner Weise versagen. Und überdem müßte man wohl vom Beruf und der Würde des Abgeordneten gar zu gering denken, wenn man ihn nur als Rathgeber für das sinnliche, palpable Bedürfniß, und nicht für die höchsten, die geistigen Angelegenheiten des Bürgers betrachtete. Das eben ist die ungemein schwere, aber unerläßliche Aufgabe des Abgeordneten, daß er gleichsam für den Leib und die Seele des Volkes zugleich sorge, daß er z. B. eine Verwaltung herzustellen suche, welche, indem sie den Bürger weniger beschwert, zugleich ein wohlthätig erziehendes Element für's öffentliche Leben abgibt.

Eben darum darf der Volksvertreter an den geistigen

Uebeln, welche unsere Zeit drücken, keineswegs vorübergehen; vielmehr muß er sie fest in's Auge fassen, ohne weichliche Scheue vor dem Gedanken, daß die nothwendige Reform auch ihn oder sein Haus treffen könnte. Es wäre eben so wenig vernünftig zu glauben, daß eine bessere Zeit überhaupt ohne Opfer herbeigeführt werden könne, als zu hoffen, daß die Opfer, die man bringen muß, nur von andern, nicht von uns gebracht werden müßten. Und allerdings opfert ein Jeder die gute Meinung, welche er von sich selbst hat, am allerschwersten auf: lieber gäbe er am Ende Geld und Gut, als daß er vor der Welt bekennete: ich selbst, wir alle müssen umwenden, müssen von vorne anfangen. Und doch, lasset mich's immerhin heraussagen, hochgeachtete Herren, und doch ist dieses das Element jeder wirklichen Reform, und zugleich der einzige Anfang im Verständnisse der Gegenwart, daß man sich selbst und das Seine mit unbefangenem Sinne mustert. Das wäre für Frankfurt der richtige Anfang gewesen, und ist es auch für uns. Jeder Volksvertreter sollte das als den ersten Auftrag seiner Kommittenten ansehen, daß er in ihrem Namen eine politische Beichte ablegte.

Ich sehe unmuthige und fast zornige Blicke von der linken Seite der Versammlung auf mich gerichtet. Aber werdet mir doch ja nicht ungeduldig, hochgeachtete Herren! Ich glaube voraus schon, daß außer den ehrwürdigen Prälaten mir vielleicht keine Stimme zufiele, wenn ich einen solchen Antrag hereinbrächte. Aber wenn Ihr auch von den jetzt vorgetragenen Ansichten nur so viel anerkennet, daß es bisher unsere gemeinsame Neigung gewesen sei, uns nach Gefallen gehen zu lassen, so werdet Ihr wenigstens das mir gestatten, daß ich zu zeigen versuche, welche gegenwärtige Uebel aus dieser Neigung entstanden sind. Diese Uebel selbst nach allen ihren Verzweigungen zu verfolgen, würde in der uns gegönnten Zeit ebenso unmöglich sein, als es meine Einsicht und Erfahrung bei Weitem überstiege. Wenn wir zwei in's Auge fassen, wird das Mangelhafteste in unsern Zuständen klar genug hervortreten.

Das erste Uebel ist das Schwinden des Respekts. Durch

dieselbe Neigung, sich je nach seiner Weise gehen zu lassen, ist das Eine minder respektabel, und das Andere weniger fähig geworden, das, was geachtet sein soll, mit Respekt zu betrachten. Und zwar konnte man das Entweichen des Respekts schon lange her, wie in den Familien und Schulen, so in allen Verhältnissen der Ueber- und Unterordnung, im ganzen geistlichen und weltlichen Bereiche, sogar in der Gesetzgebung erkennen, welche durch Umwandlung disciplinarischer Verhältnisse in polizeiliche, da und dort dem Respekte selbst den Abschied ertheilt hat. Aber während die Zunahme dieses Mißstandes bei einer im Ganzen ruhigen Zeit in unmerklichen Uebergängen erfolgte, und so fast nur denen sichtbar wurde, welche nach ihrem Lebensalter eine ziemlich rückwärtsliegende Periode mit der unserigen vergleichen konnten, so hat nun der heftige Stoß, welchen das ganze gesellschaftliche Gebäude im März dieses Jahres erlitten, den längst vorhandenen Riß erst recht an's Licht gestellt, so daß Niemand mehr sagen kann, es sei dasjenige ein Ganzes, was überall und nahe bis an's Fundament gelockerte Fugen aufweist. Wir in diesem Lande, wenigstens in den alten Landestheilen, haben mehr natürliche Anlage zum Respekt, als mehrere unserer Nachbarn, und es ist uns vielleicht darum ein Rest davon geblieben. Aber wie klein, wie schwach ist dieser Rest, wie bedürftig der bedachtsamsten Pflege, damit er uns nicht vollends unter der Hand hinschwinde! Jenes Drohen mit der Gewalt der Fäuste, jenes Lossagen von bestehenden Verpflichtungen, jenes Vergessen des Unterthaneneides, die Aufhebung gesetzlicher Ordnungen von Seiten derer, für welche sie gegeben, auf die sie verpflichtet waren, jene Unmacht der Beamten gegen den Pöbel und gegen Aufwiegler, das Unvermögen der Regierung, Aufforderungen zum Umsturze zu ahnden, die Aufläufe, die Bezeugungen des Abscheues gegen mißliebige Staatsdiener, und die muthwillige Erhebung untergeordneter Diener gegen ihre eigenen Behörden, all' das, was uns theils noch in frischem Gedächtnisse ist, theils sich noch immer wiederholt, beweist mehr als zur Genüge, daß unser Vermögen zum Respekt in der bedenklichsten Abnahme begriffen sei. Wer aber auch die eben

angeführten Wahrnehmungen nicht als Beweise hiefür annehmen wollte, der müßte sich doch durch die eine Erscheinung überzeugen lassen, daß der Anhang des badischen Aufrührers, vor seinem gewaffneten Einfall klein und nichtsbedeutend, erst nach seiner Niederlage und Flucht, und zwar besonders bei und durch Soldaten, die mit Glück gegen ihn gefochten, ungemein zahlreich geworden ist; während doch sonst von der Menge der unterliegende Theil, auch wenn seine Sache gut war, verlassen und verachtet wird. Der Name des Aufrührers ist zum Losungsworte derer geworden, welche sich in dem Glauben zusammenfinden, daß nunmehr für alle und jede die Zeit gekommen sei, zu thun, was sie wollen.

Das zweite Uebel ist die Trunkenheit. Man könnte über den Namen dieses Uebels noch streiten, da es sich nicht überall als gewohnheitsmäßige Berauschung kundgibt. Ebenso könnte seine Gleichstellung mit dem ersten Uebel angefochten werden, weil es doch nicht in demselben Grade verbreitet erscheint. Aber der Wirkung nach möchte es dem Schwinden des Respekts ziemlich gleich stehen, wie es mit demselben, oft als Ursache, oft als Folge, auf's engste zusammenhängt; und der bleibende, geistige Zustand der Vielen, welche sich selbst durch Trinken aufreizen, wird kaum anders in der Kürze bezeichnet werden können, als mit dem Worte Trunkenheit. Auch dieses im Lauf der Jahre unmerklich angewachsene Uebel hat sich erst seit dem Frühling dieses Jahres in seiner ganzen verderblichen Macht hervorgethan. Denn ohne Sinn und Verstand zu toben, und für den Zorn, den man eben hat, den nächsten besten Gegenstand, einen belebten oder unbelebten, zu ergreifen, da wo man aufbauen will, zu zerstören, keinen Rath anzunehmen, sondern das Tollste für das Beste, das Unmögliche für möglich zu halten, sein und der Seinigen Schicksal auf's Spiel zu setzen, damit eine Seifenblase erzeugt, damit eine Meinung, ein Traum, ein kindisches Gelüsten befriedigt werde, das eben ist das Wesen der Trunkenheit. Es hat, wie wir alle wissen, die wirkliche Berauschung an den wilden Scenen des Aufruhrs, selbst am Blutvergießen und dem angefangenen Bürgerkriege großen, wo nicht den

größten Antheil gehabt: in den Trinkstuben sind die Waffen für den Landesverrath geschmiedet, sind die Soldaten für den Verrath geworben, mit Bier und Branntwein ist der Eidbruch erkauft worden. Und wie die Geschichte der Medizin öfters von krankhaften Nervenaffektionen berichtet, welche durch den Anblick der Paroxysmen selbst sich fortgepflanzt und verbreitet haben, so weist gar Vieles, was wir mit angesehen oder glaubhaft vernommen haben, darauf hin, daß der Zustand der Trunkenheit, wo sie einmal zu Ansehen gekommen ist, auch auf Solche übergehe, welche entweder überhaupt oder wenigstens jetzt mit nüchternen Sinnen sprechen und schreiben. Manche Erscheinung mag beinahe allein auf diesem Wege zu erklären sein, wie, wenn ein Geistlicher vorschlägt, daß man die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten denjenigen vertrauen solle, welche ihre Stimme als Verächter und Widersacher der geoffenbarten Religion am lautesten haben vernehmen lassen. Denn das ist ja bekannt, daß man in der Trunkenheit sich zu schämen vergißt. Aber im Innern und nach Außen hat das, was im wirklich trunkenen Muthe gethan und gesprochen worden, unsäglich Vieles verderbt. Die gute Sache der gesetzlichen Freiheit ist verunreinigt, mit falschen und widersprechenden Elementen vermischt, und eben darum schwächer geworden; und die Einheit Deutschlands, d. i. die Einigung der Gemüther in verschiedenen, ohnedieß schon einander nicht geneigten Volksstämmen deutscher Zunge, jene Einheit, wovon man in allen Dörfern und Städten bis zum Ueberdruß gesungen, auf die man mit den Trinkgläsern angestoßen, der man viele Hoch gerufen hat, ist durch das rohe, unwirsche Gerede in demselben Augenblicke, wo man sie leben ließ, zerspalten worden. Das hat nicht der Unwille über vorenthaltene oder gekränkte Rechte, nicht die Bedrängniß des Handels, der Gewerbe und der Arbeiter, nicht das Verlangen nach Freiheit der Bewegung, nicht das Bedürfniß einer wohlbestellten Verwaltung, das hat überhaupt keine Regung der Gemüther gethan, welche einen vernünftigen Grund hat, sondern, wenn wir nicht etwas noch Schlimmeres, die Freude am Zerstören, voraussetzen wollen, allein die Trunkenheit.

Wo ein Arzt es nothwendig findet, daß ein Kranker an heilkräftigen Quellen und in reiner Gebirgsluft sein Blut erfrische und verbessere, da sucht er vorher die unreinen, scharfen Säfte zu entfernen, welche das Innerste der Gefäße eingenommen haben. Meinet Ihr nicht, hochgeachtete Herren, daß der Weg zur politischen Reform derselbe sein müsse?

III.

Noch können wir die unwillkommenen Betrachtungen nicht verlassen, welche uns gestern beschäftigt haben. Denn es handelt sich um ein Ding, dessen Name unser reizbares Geschlecht schon in peinliche Unruhe versetzt, und dem unsre Wortführer, welchen wir nachzusprechen pflegen, von Herzen gram sind, nämlich um das Rückschreiten. Ihr werdet einig mit mir darüber sein, hochgeachtete Herren, daß ein Name nicht gefürchtet zu werden verdiene, und daß ein Wort, womit man die Menge in Angst versetzt, eben so eine recht gute Sache enthalten könne, als das schmeichelnde Wort die Hülle des verderblichsten Kernes sein kann. Beim Vor- wie beim Rückschreiten fragt sich's blos, wohin der Weg gehen soll; das Ziel macht das Eine wie das Andre erst zur guten oder schlimmen Sache. Wir sind in den Dingen, von welchen gestern geredet worden ist, fortgeschritten, aber in Wahrheit nicht zu unserem Heile. Um in's Bessere rückwärts zu schreiten, müssen wir wenigstens theilweise beschauen, wie wir vorwärts gekommen sind. Es genügt zur Erkenntniß dessen, was zur Verbesserung unserer Zustände geschehen soll, nicht etwa das, daß wir sagen: eine Wirkung der seit dem zweiten Jahrzehend dieses Jahrhunderts über Gebühr wuchernden Subjektivität ist die gewesen, daß der Deutsche mehr und mehr um das edle Vermögen des Respekts gekommen ist; es muß die Art dieser Wirkung näher angesehen werden, wenn wir uns berathen sollen, wie der kläglich zusammengeschwundene Schatz unseres Volkes wieder zu mehren sein möchte. Lasset

uns aber den Gang jener Wirkung nur in einer einzigen Richtung verfolgen, damit Eure Geduld nicht ermüdet werde.

In unserer gesammten Verwaltung ist wohl kein Irrthum so überreich an schlimmen Folgen gewesen, als der, daß man, nicht eben immer mit Wissen und Willen, das allgemeine Menschliche, die Thätigkeit des Gemüthes, von der Geschäftsführung ausgeschieden hat. Wer diese unselige Scheidung zuerst begonnen, wer sie vorzugsweise gefördert habe, das wird Niemand auszuforschen vermögen, auch wenn er mit der geheimsten Geschichte unserer Verwaltung völlig vertraut wäre. Auch hätte solch' ein Nachforschen keinen Sinn; denn selbst der reichste Fund von Gehässigkeiten würde uns auf dem Wege zum Bessern nicht eines Fingers breit fördern. Welche Personen auch für jene Scheidung thätig gewesen sind, jedenfalls haben sie, wie man jetzt so häufig liest, ihre Zeit begriffen, d. h. sie haben es gemacht, wie wir andern alle, haben das Leichtere statt des Unbequemen gewählt. Denn das ist offenbar: die moralische Anstrengung für die Lenker der Geschäfte ist übermäßig groß, wenn sie darüber wachen und das Vorbild dazu geben sollen, daß im ganzen Bereich der Rechtspflege und der Verwaltung nicht blos mit Einsicht in die Sachen, sondern auch mit dem Herzen, mit lebendigem Antheile des Gemüthes an den Personen und den Sachen gearbeitet werde; ungefähr so, wie es der große Oxenstierna vor zweihundert Jahren gethan haben mag.

Je künstlicher der Bau unserer Staatseinrichtungen ist, wie er nicht anders sein kann, und wie er auch bleiben wird, desto näher liegt der Irrthum, von dem wir eben sprachen. Geht es doch im freien Gebiete der Wissenschaft seit Jahrhunderten nicht anders zu! Wie den Gelehrten so oft die Meinung überschleicht, daß das Wissen der Zweck des Wissens, und dessen Mehrung die rechte Lebensaufgabe sei, so stellt sich die gesammte Verwaltung des gemeinen Wesens dem Auge der hohen und niedern Beamten gar leicht dar als ein mächtiges Gebäude, dessen vollständiger Ausbau bis in's Kleinste, dessen sorgsame Erhaltung und Verzierung die erste Pflicht sei. In dieser Hinsicht ist es merkwürdig, daß in Baiern und in Rußland die Gesammtheit

der öffentlichen Diener nicht selten mit dem Namen Beamten-hierarchie bezeichnet wird; gleich als wenn die Beamten zunächst nur dazu bestimmt wären, in ihren verschiedenen Abstufungen die Spitze der weltlichen Pyramide eben so zu tragen, wie die Kirche in jenen Ländern, nicht als Mittel, sondern als Selbst-zweck, auf den Schultern der geistlichen Diener ruht. Der Gelehrte, der Mann der Kirche und der Staatsverwalter leugnet nicht mit offenem Bekenntniß, daß sie mit ihrer Geistesthätigkeit für die Menschen da seien; aber unvermerkt treten die Geschäfte in die Stellen ein, welche den Personen gebühren, und die geschriebenen Bilder der Sachen werden mehr und mehr statt der Sachen selbst genommen. Lasset mich das, hochgeachtete Herren, obwohl Ihr alles besser als ich selbst wisset und verstehet, an einem Beispiele zeigen, das ich aus einiger Entfernung herhole, weil ja doch gehässig ist, Vorgänge aus dem eigenen Hause anzuführen. Der erste Minister eines deutschen Fürsten geht einmal mit Eifer daran, das Armenwesen im Lande nachhaltig zu ordnen, wozu ein unermeßlicher Stoff schon damals vorhanden war; und der Fürst, ein Liebhaber wohlfeiler Gnaden, hat seine Freude an dem Vorhaben. Alle Federn der Regierungen und der Gemeindebehörden werden in die stärkste Vibration gesetzt: endlich einmal darf das Elend hoffen, daß auch ihm die Sonne scheine und das Brod wachse; denn alle Schäden müssen aufgedeckt, die Stimme jeder schmachtenden Kreatur soll da vernommen werden, wo der reichste Born menschlicher Hülfe quillt. Und siehe, die zahllosen Berichte, die von allen Seiten eingefordert worden, haben die sorgfältigste Beachtung gefunden: eine Verordnung erscheint, bei deren massenhaftem Umfang allen, die sie lesen müssen, den Bürgermeistern, den Pfarrern, den Gemeinderäthen, das Herz im Leibe erbebt. Sie suchen aber unermüdet von vorne bis zum Ende, was denn zur Hülfe gewährt werde; denn es liegen nach klarer Berechnung Millionen von Ueberschüssen in der Staatskasse, und die Zeitungen bringen fast täglich wetteifernd das Lob der Großmuth und Milde, die den Scepter führe. Da finden sie denn Armenpflegschaftsräthe, Geschäftsordnung bis in's Einzelnste, Tabellen für die einzureichen-

den Berichte und Uebersichten, Anweisung auf dieselben Stiftungen, welche bisher schon gesteuert haben, dazu Ermunterungen zur Privatwohlthätigkeit, außerdem aber nichts. Und als der Fürst seinen Minister wieder fragt, wie es jetzt mit den Armen seines Reiches bestellt sei, gibt der, leuchtend vor Freude über sein Werk, die Antwort: Ew. Majestät, es gibt keine Armen mehr. Er hat seine Feder eingetaucht und die Armuth im Lande ausgestrichen. Nun können wir zwar wohl sagen: So ist's bei uns nicht zugegangen. Das freilich nicht, aber einen guten Theil des Weges haben auch wir zurückgelegt; und wie schwer es sei, die einmal vorhandene Gewöhnung zu ändern, davon mögen die Männer Zeugnisse ablegen, welche jetzt an der Spitze der Geschäfte stehen. Die ängstliche Ueberwachung des Geschäftsgangs, welche der Untreue in wesentlichen Dingen den weitesten Spielraum läßt, das Regieren aus der Ferne und mit der Feder über Dinge, die nur an Ort und Stelle erkannt und behandelt werden können, die Hemmung der Spontaneität für die mittlern und untern Stellen beweist zur Genüge, wie es auch bei uns in diesem Stücke steht. Die in solcher Weise angewachsene Masse von Arbeit, welche nicht blos aus Bezirksbeamten, sondern auch aus den Mitgliedern angesehener Kollegien eine Anzahl von Expeditoren macht, hat die wissenschaftliche Thätigkeit des Einzelnen beinahe von dem Augenblicke an abgeschlossen, wo er die Prüfung für den Staatsdienst bestanden hat; und das auch für solche öffentliche Diener, welche ohne fortgesetzte, ernste, umfassende Studien ihren Beruf gar nicht erfüllen können; wie denn die Art und Menge der Arbeiten, welche man auch auf geistliche Stellen gehäuft hat, einen minder selbstständigen Geist leicht auf die Ansicht führen konnte, als sei die Schreibstube das eigentliche Feld seiner Thätigkeit, zu welcher das Predigt- und Seelsorgeramt als Anhang hinzukomme.

Doch in welchem Zusammenhange steht all' das mit dem Schwinden des Respekts in unserer Zeit? In dem allergenauesten, hochgeachtete Herren! Das Amt, dessen Führung Wahrheit ist, wird geachtet; und die Bewegung in Außendingen, der Name, der Schein, dem der Kern fehlt, erweckt Mißachtung des Amts

und des Mannes, der dasselbe bekleidet. Es wird immer gewissenlose Beamte und Geistliche geben, wie es jederzeit solche gegeben hat. Aber wo die Umstände und Instruktionen selbst, unter denen die öffentlichen Diener zu wirken haben, denselben die Thätigkeit des Gemüthes im Amte, das Eingehen auf die wahren und innern Bedürfnisse ihrer Untergebenen erschweren, öfters unmöglich machen, da wird die Achtung für das ganze Amt und den ganzen Stand in bedenklicher Weise abnehmen. Wie geneigt hat sich doch ein großer Theil unserer Bevölkerung gezeigt, dem ganzen Beamtenstande den Anspruch an öffentliche Achtung zu versagen! Welch' häßliche Stimmen haben sich da und dort gegen die Geistlichkeit vernehmen lassen! Ja, wenn an dem ungerechten Gerede, daß der Staatsdiener nur mit Argwohn auf den Bänken der Abgeordneten gesehen werde, irgend was ist, was als wirklicher Anlaß desselben betrachtet werden kann, so ist das ganz vornehmlich auf jenen unseligen Irrthum zurückzuführen, wodurch die Geschäftsführung als ein Ding für sich über Gebühr gesteigert worden ist. Denn wenn auch nicht natürliche Empfindung und Einsicht den Glauben erweckte, daß der Beamte und der Geistliche um des Volkes willen da sei, so müßte es ja jeder Bürger und Bauer schon in der Kinderlehre, dann in der Predigt lernen, wo auch die Stimmen derjenigen, welche im Leben sich ganz anders gebärden, immer von Neuem verkündigen müssen, daß das Große und das Höchste um des Niedrigen und Kleinsten willen da sei. Und so ist's denn, wo nicht bewußte Einsicht, doch eine sichere Ahnung, welche auch den beschränkten Verstand die Kluft zwischen dem, was geschehen sollte, und dem, was geschieht, erkennen läßt, und nach der Stärke des Widerspruchs in der Achtung für das Höherstehende immer weiter zurückgeht.

Aber die Sache hat noch eine andere, vielleicht noch wichtigere Seite. Je weniger der Büreaudienst das Gemüth befriedigt, desto mehr ermüdet er; je mehr er sich zur Frohnarbeit gestaltet, desto reizbarer und verdrießlicher wird der Mann, dem derselbe aufliegt, gegen alles, was einen Zuwachs der Arbeit herbeiführt. Der Klagende wird zum frechen Querulanten, der

Hülfe Suchende zum unruhigen Kopfe; denn was thut er Anderes, als daß er die sparsam zugemessene Zeit noch mehr verengt? Ists denn nicht unerträglich, diese in endlosen Kreisen umhergehenden Erzählungen anzuhören? Man möchte es fast natürlich finden, daß die auf manchem Büreau vorherrschende Stimmung die des Zornes ist, welcher bekanntlich nicht thut, was das Rechte ist. Noch natürlicher ist es aber, daß der im Büreau abgemüdete Beamte außer demselben nicht Beamter sein will, die Ehre ausgenommen, die wir überall mitführen. Er ergeht sich dann in dem, was er je nach seiner Weise Lebensgenuß nennt, ohne Rücksicht auf das, was er auf dem Büreau zu vertreten hat. Aber vom Paradiese an bis auf den heutigen Tag hat überall nichts die Menschen so oft geirrt, als der Anspruch an den Lebensgenuß; kein anderes Ding hat jemals so viele und so starke Widersprüche in das Menschenleben gebracht. Wo die Art des Lebensgenusses dem Sinne des Amtes widerspricht, da kommt das Amt zu Unehren; denn das Urtheil des Volks scheidet nicht zwischen dem Mann im Büreau und dem Mann in der Schenke, sondern betrachtet jenen, je nachdem dieser sich aufweist: von der Art des Lebensgenusses geht das Urtheil über die ganze Person aus, und von dieser geht es auf das Amt über. Das sollte kein Stand so ernstlich zu Herzen nehmen, als derjenige, welcher sich ein für allemal verpflichtet hat, durch Lehre und Leben die Nothwendigkeit der Entsagung und Selbstüberwindung zu verkündigen. In keinem Stande tritt der Widerspruch zwischen Amt und Leben so schreiend hervor, wo diese beiden nicht in völliger Einheit geführt werden. Wie demnach keiner unter allen Dienern des öffentlichen Wohles größere Verdienste um das Lebensprincip des Staates hat, als der Seelsorger, der ganz in seinem Amte lebt, in wissenschaftlichen Studien, im Predigen, in der Sorge für die Armen und Kranken, im Unterrichte der Jugend, dem diese Theile seines Amtes zugleich seine Erholung sind: so wird auch der unwissenschaftliche, dem Genuß ergebene, die Ansprüche der Sinnlichkeit verfechtende Geistliche zu betrachten sein als ein Mann, welcher unbewußt, während ers doch wissen konnte, die Grundmauern

des Staates erschüttert. Denn nur durch den Respekt kann das Ganze bestehen.

Und nun? Was haben wir gewonnen, wenn wir ein Uebel mehr in unserem Gesammtleben kennen gelernt haben? Und sollte denn die Abnahme des Respekts nur den jetzt angegebenen Ursachen zuzuschreiben sein? Der Ursachen sind mancherlei und verschiedene; aber nicht alle verdienen in gleicher Weise von einer Ständeversammlung beachtet zu werden. Was aber der Abgeordnete thun könne, um den vorhandenen Uebeln zu begegnen, davon erlaubet mir, hochgeachtete Herren, späterhin vor Euch zu reden.

